

Gendergerechte Sprache und der schwierige Weg vom Mitmeinen zum Mitdenken.

Gendergerechte Sprache ist einer der klassischen Aufreger, wenn es um Fragen sprachlicher Veränderungen geht. Insbesondere als 2018 das Gendersternchen zum Anglizismus des Jahres gewählt wurde, kochten die Diskussionen erneut hoch. Viele der Argumente, die für oder gegen das ‚Gendern‘ vorgebracht werden, sind allerdings nicht neu und wurden bereits vor Jahren wissenschaftlich untersucht.

Da gendergerechte Sprache, trotz aller Forschung und Erkenntnis auf diesem Gebiet, nach wie vor zu einem der umstrittensten Themen sprachlicher Veränderungen zählt, möchte ich zu Beginn des Beitrags kurz das Phänomen der Reaktanz betrachten. Wie können wir Reaktanz vorbeugen oder sie vielleicht abwehren, wenn es ums Thema Gendern geht?

Anschließend werde ich mich den Bildern in unserem Kopf widmen, die wir mit Sprache produzieren und die maßgeblich dafür sind, was wir verstehen und bedenken können. Durch wissenschaftliche Untersuchungen der Psycholinguistik sind heute viele der gängigen Gegenargumente, wie schwerere Verständlichkeit oder Belanglosigkeit gegenderter Sprachformen widerlegt.

Im dritten Teil behandle ich dann die Veränderung, die seit der Einführung einer dritten Geschlechtsoption am 01.01.2019 stattfindet, und wie sich diese Neuerung in unserer Sprache berücksichtigen lässt.

Reaktanz und wie wir ihr begegnen können

Wenn es ums Gendern geht, kommt es fast immer zur sogenannten psychologischen Reaktanz. Unter dem Begriff verstehen wir eine komplexe Abwehrreaktion, die in der Regel durch psychischen Druck oder Befehle bzw. Verbote ausgelöst wird. Exakt dieses Gefühl herrscht beim Thema Gendern: Plötzlich wird von mir verlangt, dass ich meine Sprachgewohnheiten ändere und das, obwohl mir nicht ersichtlich ist, wozu das notwendig wäre. Was war verkehrt mit meiner Sprache bis jetzt? Und die Reaktion auf ein gefühltes „Du musst!“ lautet dann kurz gesagt: „N´ Scheiß muss ich!“ ... Und Recht haben Sie! In den seltensten Fällen ist gendergerechte Formulierung eine wirklich von oben auferlegte Pflicht, die sich nicht umgehen ließe oder gar sanktioniert würde. Trotzdem gibt es gute Gründe eine geschlechtergerechtere und inklusivere Sprache anzustreben.

Viele Besucher*innen meiner Workshops wollen genau das wissen: Wie kann ich meine Begeisterung teilen und andere überzeugen? Die Antwort besteht grob gesagt aus drei Teilen: (1) Entschärfung des moralischen Imperativs: Wenn wir vor allem unsere persönlichen Gründe und Überzeugungen darlegen, gleichzeitig aber klar machen, dass es nicht darum geht, eine moralische Überlegenheit auszuspielen, vermindert sich der gefühlte Zwang und es bleibt Platz für Neugierde und Faszination. Das

Gastbeitrag

führt zu (2) Handlungsmöglichkeiten entdecken: Oft führt Unwissen zu einer gewissen Alternativlosigkeit. Es entsteht das Gefühl, nur beschuldigt zu werden, aber gar nicht zu wissen, wie man richtig handeln könnte. Nachdem die Beschuldigung aus der Situation genommen wurde, geht es nun darum, einfache sprachliche Möglichkeiten an die Hand zu geben, um selbst zu experimentieren. Wenn es Spaß macht und ich weiß, wie ich richtig handeln kann, ist die Wahrscheinlichkeit größer, dass ich eine Begeisterung für ein Thema entwickle. (3) Bilder und Vorstellungswelten, Handlungsspielraum denkbar machen: Ich verwende in meinen Workshops z. B. gerne das Bild der Toolbox: Ich stelle mir meine Sprachkompetenzen wie einen Werkzeugkoffer vor. Mit dem passenden Werkzeug kann ich eine Aufgabe mühelos lösen, fehlt mir dieses Werkzeug aber, werde ich es wesentlich schwieriger haben oder sogar versagen. Diese Analogie funktioniert selbstverständlich mit unseren sprachlichen Werkzeugen, denn unsere Sprache hat ein Ziel: Sie soll anderen unsere inneren Bilder und unsere Weltsicht verständlich machen. Schafft sie das nicht, so haben wir versagt.

Sprache und Bilder – Mitgedacht und nicht nur Mitgemeint

Unsere Sprache funktioniert vor allem über Vorstellungen und Übereinkünfte. Worte, Sätze, sprachliche Formeln sind willkürliche Abmachungen, die durch ihre stetige Wiederholung bestimmte Bilder hervorrufen und Normen setzen. Gleichzeitig ist unsere Sprache ungenau. Ein Ding ist durch ein Wort nur prototypisch bezeichnet, aber erst mit seiner genauen Beschreibung wird es in der Vorstellung konkret. Erwähnt z.B. jemand einen Tisch, so ist der Tisch in unserer Vorstellung abstrakt. Erst wenn der Tisch genauer beschrieben wird, können wir sicherer werden, dass der gemeinte Tisch auch dem gedachten Tisch entspricht. Wir erschaffen mit unseren Worten in uns und unseren Zuhörer*innen/Leser*innen eine Vorstellung dessen, was wir meinen. Immer wieder benutzte sprachliche Formeln und die Bilder, die sie erzeugen, erfahren eine Art automatische Verbindung, die allerdings dazu führen kann, dass wir eine Botschaft völlig anders verstehen, als sie gemeint war. Die Folgen sind Missverständnisse und falsche Vorstellungen.

Wenn wir z.B. davon sprechen, dass das erste Computerprogramm der Welt bereits um 1840 von Mathematikern geschrieben wurde, so werden die Mathematiker in unseren Köpfen vermutlich Männer sein. Es kann dazu kommen, dass in unserem Bild von diesen Mathematikern keine einzige Frau vorkommt, dabei war die allererste, die ein Computerprogramm schrieb, die britische Aristokratin Lady Ada Lovelace, übrigens natürlich noch ohne die Existenz von Computern.

Sprachliche Repräsentation oder Unsichtbarkeit kann also zu falschen Schlüssen führen. In einer Studie von 2008 zeigten Wissenschaftler*innen, dass der Anteil an Männern in einer Berufsgruppe höher eingeschätzt wird, wenn die Frage im generischen Maskulinum formuliert wird.¹ Dies gilt übrigens sowohl für sogenannte Männer- wie Frauenberufe. Bereits 2001 stellten Sabine Szesny und Dagmar Stahlberg denselben Effekt des

generischen Maskulinums auf den gedanklichen Einbezug von Frauen fest.² Das generische Maskulinum lässt Frauen aus unseren Gedanken verschwinden, während alternative Sprachformen sich positiv auf den gedanklichen Einbezug auswirken. Mitgemeint ist also nicht Mitgedacht, und genau das ist der springende Punkt: Was nicht benannt wird, wird tendenziell unsichtbar.

Die dritte Geschlechtsoption ist da und nun volle Kraft zurück?

Am Beispiel der dritten Geschlechtsoption lässt sich ebenfalls beobachten, dass fehlende sprachliche Sichtbarkeit Auswirkungen auf den gedanklichen Einbezug hat. Menschen jenseits der Zweigeschlechtlichkeit kommen in unseren gängigen Sprachformen nicht vor. „Sehr geehrte Damen, Herren und ...“ Jenseits von männlich und weiblich scheinen wir sprachlos. Die Einführung einer dritten Geschlechtsoption muss deshalb Konsequenzen auf unsere Sprache haben. Stritten wir also bis vor Kurzem noch darum, ob es Sinn macht, zwei Geschlechter sichtbar zu machen, und ob dies mit Schrägstrichen, Bindestrichen oder Binnen-I am besten zu machen sei, so muss die Frage in Zukunft lauten: Wie repräsentieren wir Geschlechtervielfalt jenseits der Zweigeschlechtlichkeit? Wir kennen neue Formen mit Asterisk (Gendersternchen: *) und Unterstrich (Underscore: _).

Die Einführung der dritten Option führt nun allerdings z.B. bei Stellenausschreibungen fast flächendeckend zu einer Art reflexhaften Backlashs ins generische Maskulinum ... (m/w/d). Dabei ließe sich ohne Weiteres ein Binnen-I oder noch besser der Asterisk nutzen. Warum lauten Ausschreibungen auf „Mitarbeiter (m/w/d)“, wenn es doch auch „Mitarbeiter*in (d/m/w)“ sein könnte? Leider ist ein proaktiver und progressiver Umgang mit sprachlichen Möglichkeiten sehr selten. Meist werden Diversity und gegenderte Sprache eher als Belastung und lästige, vom Gesetzgeber geforderte Notwendigkeit erachtet.

Komplexere Erkenntnisse erfordern komplexere Darstellung

Der rasante gesellschaftliche Wandel, der sich im Moment vollzieht, ist vor allem ein Wandel hin zu höherer Komplexität. In gleichem Maße, wie unsere wissenschaftlichen Instrumente genauer und die Erkenntnisse detaillierter werden, steigert sich die Komplexität unserer sozialen Organisationsfaktoren. Da diese Ausdifferenzierung konkrete Auswirkungen auf unsere Gesellschaft hat, muss auch unsere Sprache komplexere Darstellung ermöglichen. Es geht dabei nicht um political correctness, sondern darum, die eigene Sprache an die tatsächlichen Begebenheiten anzupassen und strukturelle Diskriminierungen abzubauen. Es bleibt abzuwarten, welche zukünftigen Veränderungen auf uns zukommen, denn ähnlich wie Emojis heute bereits allgegenwärtig unsere Ausdrucksmöglichkeiten in der elektronischen Kommunikation erweitern, können verschiedene genderoffene und genderdiverse Formen ihren Beitrag leisten, Sprache präziser und Kommunikation komplexer zu machen.

Gastbeitrag

Sprache ist ein Mittel, mit dem wir unsere Wirklichkeit darstellen, sie aber gleichzeitig auch erschaffen; oder um es mit den Worten der Linguistin Heidrun Pelz zu sagen: „Mittels der Sprache kann ein Mensch handeln, statt sich nur zu verhalten, d. h. er kann die Wirklichkeit handelnd verändern.“³ Je weniger wir traditionelle Gegebenheiten einfach hinnehmen und je bewusster wir Neuerungen in der Sprache repräsentieren, desto besser entspricht unsere kommunizierte Wirklichkeit auch den Tatsachen. Ich plädiere hier deutlich für die sprachliche Repräsentation einer juristischen und gesellschaftlichen Realität. Es gibt mehr als zwei Geschlechter, lassen Sie uns das in unserer Sprache berücksichtigen.

Muriel Aichberger
Autor, Trainer und Speaker
Kunst-, Medien- und Sozialwissenschaftler

¹ Gabriel, Ute et al.: Au pairs are rarely male: Norms on the gender perception of role names across English, French, and German. In: Behavior Research Methods 40, 2008, 206–212.

² Stahlberg, Dagmar; Sczesny, Sabine: Effekte des generischen Maskulinums und alternativer Sprachformen auf den gedanklichen Einbezug von Frauen. In: Psychologische Rundschau 52 (3), 2001, 131–140.

³ Pelz, Heidrun: Linguistik, Eine Einführung. Hoffman und Campe: 1996, S. 22.

Anmerkung der Redaktion:

Wir verweisen auch auf den Gastbeitrag von PD Dr. Hilke Elsen, „Frauen sind nicht mitgemeint – Ein Abriss“: Frauenstudien / Gender Studies, LMU, Sommersemester 2012, S. 5–9. Siehe Website: <https://www.frauenbeauftragte.uni-muenchen.de/genderkompetenz/frauenstudien1/frauenstudien/index.html>.